

УДК 811.112.2

**TRINK, WAS KLAR IST, SAG, WAS WAHR IST
(Gedanken zur Vorgeschichte der beklagenswerten Lage
der deutschen Sprache im 21. Jahrhundert)**

Tettenborn Oliver

Wissenschaftlicher Referent

des Direktors Internationales Hochschulinstitut Zittau
Technische Universität Dresden (Dresden, Deutschland)
e-mail: oliver.tettenborn@tu-dresden.de

Im Artikel wird die aktuelle Situation der deutschen Sprache bewertet. Es wird darauf hingewiesen, dass die kommunikative Welt der deutschen Jugend meistens englischsprachig ist: in sozialen Netzwerken, in denen die jüngere Generation die meiste Zeit verbringt. Der Autor behandelt die Ursachen dieses Problems.

Schlüsselworte: die deutsche Sprache, die Anwendung, die Jugend, die Generation, die Umgangssprache

The article discusses the current situation of the German language, it is noted that the German youth's communicative world is mostly English-speaking: in social networks in which the younger generation spends most of their time. The author covers the causes of this problem.

Keywords: German language, application, youth, generation, spoken language

Die heutige Lage der deutschen Sprache muss man wohl beklagenswert nennen. Zwar gibt es eine rege literarische deutschsprachige Szene und sogar im Bereich der Pop- und Rockmusik gilt es nicht mehr als peinlich, deutsche Texte vorzutragen. Doch die kommunikative Welt der deutschen Jugend ist eine weitgehend englischsprachige: In den sozialen Medien, in und mit denen die jüngere Generation einen Großteil ihrer nicht von der Schule in Anspruch genommenen Zeit verbringt, bewegt sich eine globale Gemeinschaft, deren kommunikativer Konsens sich am amerikanischen Englisch orientiert. Dass dieses sprachliche Ambiente auch in die Alltagssprache ausstrahlt, ist offensichtlich. Aber auch, wenn ich, hier ganz „Old School“, es unästhetisch finde, dass heutige Jugendliche die Vokabel „sich ausruhen/erholen“ oder, wie es Jargon meiner Generation gewesen wäre „abhängen“ vollständig durch das allgegenwärtige „chillen“ ersetzt hat („Ey, lass uns chillen, Alter!“ sagen heutige Jugendliche zueinander, und „entspannt“ heißt heute „gechillt“) – Jugendsprache wurde schon immer von den Erwachsenen bejammert, nur weil diese vergessen, dass das, was sie als Erwachsenen-Umgangssprache miteinander sprechen, in der Regel seinerseits eine etwas gesetzte, abgeschliffene, etablierte Form des eigenen, von den Eltern kritisierten Jugendslang darstellt. Wie bei moderner Kunst oder Popkultur kann man hier erst nach ein paar Generationen sagen, welche Übertreibungen und Unschönheiten sich wieder überlebt haben und was in den funktionierenden Grundbestand einer lebendigen Sprachkultur eingegangen ist. Das also ist nicht der Grund, weshalb ich in meinem Eingangssatz die Lage der deutschen Sprache als „beklagenswert“ bezeichnet habe. Auch ist die Herausbildung einer globalen Sprechergemeinschaft durch die sozialen Medien schlichtweg zu konstatieren, nicht einmal unter repressiven Bedingungen wirklich zu unterbinden und weckt vielleicht sogar die Hoffnung einer größeren Verständigungsbereitschaft der jüngeren Generationen, als dies bei den national segmentierten Gruppen unserer Generationen der Fall war.

Was bezüglich der hochsprachlichen Kultur Deutschlands viel beunruhigender ist, ist die Sprache, die man von der politischen, wirtschaftlichen und sogar wissenschaftlichen Elite hört: Kein Kongress (oder noch besser: kein „Re-treat“), der heute nicht mit einem geselligen Get-together anfängt und über Key-

note Speaker sowie Brainstorming zu Workshops führt. So habe ich mir am Rande einer Konferenz immerhin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) 2018 eine kennzeichnende Formulierung aus der Auftakt-Rede (also: dem Keynote Speech) der DAAD-Generalsekretärin, Dr. Dorothea Rüländ, notiert: „Lassen Sie mich ein paar facts and figures nennen!“

Was sich hier zeigt, ist die Überzeugung der gesellschaftlich tragenden Schichten, dass man als Weltbürger die deutsche Muttersprache als eine Art Makel mit sich herumschleppt, als ein irgendwie peinliches altmodisches Kleidungsstück, das man aber leider doch nicht ganz loswird (zumal die Englischkenntnisse der großen Mehrheit dieser Mochtegern-Weltbürger durchaus lückenhaft sind...).

Dies auf die politische Dominanz der USA in Deutschland zu schieben, greift zu kurz: Es war eine ausgesprochen US-Politik-kritische, durch die Anti-Vietnamkrieg-Demos politisierte, auf Studenten-Demonstrationen „Ho-Ho-Ho-Tschi-Minh!“ skandierende, sich als Maoistisch oder Trotzkestisch begreifende Generation, in welcher sich dieses bis ins Verhältnis zur Muttersprache ausstrahlende Gefühl der Peinlichkeit des Deutschen breit gemacht hat. Heute nennt man diese Generation nach dem Jahr ihrer größten politischen Sichtbarkeit einfach „Die 68er“, und es ist diese Generation, welche die heutigen Eliten Westdeutschlands (und damit seit 1990 auch der ehemaligen DDR) bestimmt. Ihr Wertekanon ist tendenziell links und antiamerikanisch. Die Abwendung vom Deutschen und die Hinwendung zum Englischen (oft auch zum Französischen oder Italienischen...) dieser Generation war vor allem eine radikale Abwendung vom politischen Erbe der Eltern und der Großeltern, der Generationen also, die sich aus der Sicht ihrer Nachkommen im „3. Reich“ des Nationalsozialismus mit schuldig gemacht hatten. Die „68er“ wurden im Erschrecken darüber erwachsen, dass alles, was ihnen durch die Generationenfolge als richtig, als kulturelle Norm vermittelt, vererbt und gelehrt wurde, zutiefst mit der unglaublichen, unbegreiflichen Schuld der abgrundtiefen Unmenschlichkeit der Nazis verbunden war. Die eigenen Eltern schienen plötzlich so marsianisch fremd in ihren Moralvorstellungen, dass nur noch ein revolutionärer Befreiungsschlag helfen würde (Oskar Lafontaine, zeitweise Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei und linke Kultfigur, schleuderte einmal im Bundestag dem ebenfalls sozialdemokratischen Bundeskanzler Helmut Schmidt auf dessen Verteidigung „deutscher“ kultureller Werte wie Ordnung und Disziplin entgegen: „Mit diesen Werten können Sie auch ein KZ leiten!“).

Und dieser Befreiungsschlag wurde nicht nur im politischen Kampf für die utopische, sozialistische, pazifistische Gesellschaft gesehen – die radikale Befreiung musste beim Verhältnis zu Autorität und Autoritäten an sich, zum eigenen Körper, zur inneren Freiheit anfangen. Und die Sprache dafür war der

Rock'n'Roll, das Sich-gehen-Lassen, die sexuelle Revolution, in der man, statt sich schüchtern in der Tanzschule an das andere Geschlecht händchenhaltend heranzupirschen, mit den Stones sang „Let's spend the night together!“ Als die nächste Generation dann in einer Anwendung von Sympathie für die Linksterroristen der 70er-Jahre bei Demonstrationen die Pflastersteine aus den Gehsteigen riss, rief sie „Unter dem Pflaster der Strand!“ oder „Weg mit den Alpen, freie Sicht aufs Mittelmeer!“ – denn hinter dem aus heutiger Sicht irrsinnigen politischen Radikalismus (der zum Tod etlicher politischer und wirtschaftlicher Repräsentanten geführt hat, die durch Terrorakte und Entführungen starben) steckte im Kern eine Sehnsucht nach dem guten, freien Leben, dem „dolce vita“ (das süße Leben), wie man es am südlichen Meer sah, am Meer, das durch den wirtschaftlichen Aufschwung auf einmal im Familien-Sommerurlaub erreichbar wurde... Und auch in diesem Sehnsuchts-Raum wurde nicht Deutsch gesprochen. Deutsch war dort die Sprache, die einen an den ungeliebten Alltag erinnerte, dem man doch gerade entfliehen wollte.

Ist die traurige Lage des heutigen gesprochenen Deutsch also lediglich eine Folge-Erscheinung, ein „Kollateralschaden“ der rabiaten Auseinandersetzung der „68er“-Generation mit der Nazi-Vergangenheit, einer Zeit, in der ein pathetisches Deutsch politische und künstlerische Norm-Sprache war, ein Deutsch, mit dem man deshalb nichts mehr zu tun haben wollte und das man rückhaltlos entsorgen wollte? Teilweise erklärt sich die Vorliebe für Ironie und die Abneigung gegen Pathos und Poesie dieser Generation sicherlich so. Aber auch diese Geschichte hat eine Vorgeschichte.

„Deutsch“ gab es bis ins 19. Jahrhundert hinein eigentlich nur als Adjektiv, als Beschreibung eines losen kulturell-sprachlichen Verbundes, der aber keinerlei politische Selbstvorstellung besaß. Die meisten deutschsprachigen Gemeinschaften lebten in Fürsten- und Königtümern oder Freien Reichsstädten, die als „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“ nur durch eine sehr schwache kaiserliche Zentralgewalt verbunden waren. Bis heute sind die Deutschen in ihrem Selbstbewusstsein zuallererst Schwaben, Bayern, Friesen, Hamburger, Berliner – hierfür entwickeln sie Leidenschaft, Lokalpatriotismus, Liebe zum spezifischen muttersprachlichen Klang und Ausdruck, während die politische Zentralgewalt „Deutschland“ und deren Verkehrssprache Hochdeutsch irgendwie abstrakt erscheinen. Erst mit den Befreiungskriegen gegen die französische politische Dominanz ab 1813 formierte sich so etwas wie ein politisches Konzept „Deutschland“. Und diese Formierung war dadurch auch vor allem eine Abstoß- und Ablehn-Bewegung gegen alles Französische, also gegen das, was für die damalige politische, kulturelle und wirtschaftliche Elite normgebend war. Das war vor allem die Eleganz der Form – darunter auch der sprachlichen. Die französische Kultur ist von einer geradezu

sinnlichen Zuwendung zum Schönen, zur perfekten Form, damit zum Lyrischen geprägt. Es ist eine rhetorisch geprägte Kultur, die noch heute in der medialen Bedeutung ihrer politischen Philosophen und Chansonniers zu erleben ist. Diese Orientierung an der gelungenen, gediegenen, schönen Form empfand man im sich selbst bewusst werdenden Deutschland des 19. Jahrhundert als abstoßend, falsch, verkünstelt. Noch heute prostern sich Deutsche oft mit den Worten zu „Trink, was klar ist, sag, was wahr ist!“ – das anti-rhetorische Grundprogramm der deutschen „Authentizität“, in welcher die Wahrheit, auch und vielleicht gerade, wenn sie links, sprachlich unschön und für andere grob und oft rücksichtslos daherkommt, den geschliffenen Ausdruck schlägt. In interkulturellen Gesprächen wundern sich Deutsche dann oft, dass ihre „authentische“ Ausdrucksweise oft als erschreckend konfrontativ wahrgenommen wird.

Zwar fällt die Ausprägung dieser anti-rhetorischen, die schöne, gelungene sprachliche Form verachtenden Grundhaltung gerade in einer Zeit, in der Dichter und Denker wie Goethe, Schiller oder auch Hegel, Fichte, Humboldt etc. etc. dabei waren, aus der ungelungenen Alltagssprache ein elegantes Instrument hoher kultureller Leistungen zu machen, doch blieb die Liebe der Deutschen zu ihren Sprachschöpfern immer eine eigenartig kühle, eher eine Bewunderung für unerreichbare Denkmale, die man an zentralen Plätzen errichtet und zu denen man bewundernd aufschaut als die passionierte, persönliche und sinnliche Zuwendung, mit der französische Heranwachsende ihr Leben, ihre Liebeserlebnisse, ihre Nation mit Verlaine, Baudelaire oder Brel und Gainsbourg verknüpfen lernten – oder wie Generationen von Russen geradezu mit Puschkin, Lermontov, Blok oder Vysockij verfloßen. „Was sind deine Lieblingsgedichte?“ ist die Frage russischer Freunde, welche junge Deutsche regelmäßig in Verlegenheit versetzt. Songtexte oder Rap sind heute die Hauptbegegnung mit Lyrik in Deutschland. Die geliebte Muttersprache, das blieb für die Deutschen ihr Dialekt, während die Literatur- und Staatssprache als bloßes Instrument, die Wahrheit zu sagen, betrachtet wird. Ein beliebiger, rein konventioneller Code, der nun eben durch einen anderen Code, das Lingua-Franca-Englisch der „Weltbürger“ ersetzt wird.

Vielleicht kann man es auch mit dem Bild des Ingenieurs erklären, einer für das deutsche Selbstbewusstsein, das in die optimale Lösung, das perfektionistische Basteln verliebt ist, leitbildhaften Figur: Der Ingenieur zieht sich am liebsten in seine Werkstatt, sein sprichwörtliches „stilles Kämmerlein“ zurück, bastelt und verbessert dort, lässt nur zur Not andere ein und dann ein paar Bemerkungen fallen, was noch fehlt, denn das Ergebnis steht ja für sich selbst, braucht keine überflüssigen Worte. Dieser deutsche Ingenieur spricht bei der Präsentation seines neuen Mercedes ein etwas lustig klingendes Englisch – mit stark schwäbischer Intonation.